Sprachgebrauch

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **30 (1974)**

Heft 6

PDF erstellt am: **04.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Wortkunde

„Chance" und „Schanze"

Das Wort „Schanze", das wir in der alten Wendung „sein Leben in die Schanze schlagen" finden, kommt von afr. „cheance" (= glücklicher Würfelfall), das später zu „chance" geworden ist. Es ist unabhängig von „Schanze" im Sinne von Befestigung (frz. fortin, rempart), dessen Herkunft dunkel ist, seit dem 15. Jahrhundert aber im Sinne von „Reisigbündel, Schutzbefestigung" verwendet wurde. Französisch „Chance" im ersten Sinn wurde schon im Mittelalter ins Deutsche übernommen, der deutschen Aussprache angepaßt: mhd. schanze „Glückswurf-, -spiel; Zufall", nhd. im 18. Jahrhundert noch geläufig, jetzt nur noch in der eingangs erwähnten Wendung, die zuerst im 16. Jahrhundert bezeugt ist.
Diese deutsche Form hat aber vielleicht Aussicht, wieder in lebendigen Gebrauch zu kommen. Erhart Kästner in „Stundentrommel vom heiligen Berg Athos" (1956, dtv 1965):
„Um [die Botschaft aus der Schrift und den Vätern] zu hören, hatte er [der Mönch Awakum] sich ganz und gar in die Schanze geschlagen, das heißt: in die Möglichkeit, in die Hoffnung." (S. 98, dtv-Ausgabe.)
„Wenn er [der indische Prinz Josaphat, Sohn des Königs Abenner] erst Mann ist, wird er sich hüten, seine Schanzen als Erbe eines Königreichs nicht zu nutzen und als Eremit in die Wüste zu gehen. So etwas tun nur die Jungen." (S. 152.) *-th-*

Sprachgebrauch

„Ich würde sagen . . ."

In einer italienischen Zeitung, um genauer zu sein: in „Il Giornale", wurde neulich die obligatorische Wiederverwendung des Indikativs durch obrigkeitliche Verordnung gefordert. Der Erlaß einer solchen Verordnung wurde sogar als besonders dringlich bezeichnet, da viele Dinge sich erst dann ändern würden, wenn der Indikativ wieder zu Ansehen und allgemeinem Gebrauch käme. Italien, so meinte der Schreiber, leide unter dem Mißbrauch des Kondizionale: Der Italiener hat niemals etwas getan oder gesagt — er würde oder soll etwas getan oder gesagt haben. Selbst seine Identität werde ins Kondizionale gerückt, wodurch sie natürlich an Greifbarkeit verliert, was ja denn wohl auch die Absicht ist. Während im allgemeinen angenommen wird, daß in der Sprache sich eine bestimmte Geistes- oder Seelenhaltung ausdrücke, scheint der italienische Verfasser umgekehrt an die Möglichkeit zu glauben, durch die Sprache auf die Moralität, das Wort in seinem romanischen Sinne genommen, einwirken und dadurch auch reale Verhältnisse ändern zu können. Warum nicht? Die Zeitung steht ohnehin der marxistischen Welterklärung sehr fern. Zwar hat der italienische Verfasser keine Hoffnung auf die Wiederkehr des Indikativs und daher seinen

skurrilen, wenn auch sehr einleuchtenden Vorschlag notgedrungen in das von ihm beanstandete Kondizionale gehüllt, um der von ihm angenommenen Wirklichkeit gerecht zu werden. Sicherlich handelt es sich hier nicht nur um ein italienisches Phänomen. Wir jedenfalls (ich meine wir Deutschen) werden bei dieser Gelegenheit daran erinnert, daß auch deutsche Politiker, Minister nicht ausgeschlossen, keineswegs, nicht einfach sagen, was sie sagen, wenn sie von Fernsehreportern nach ihrer Meinung über die wichtigen Fragen des Tages, und manchmal auch der Zeit, gefragt werden, sondern daß sie meistens mit den Worten beginnen: „Ich würde sagen"... oder „Ich möchte sagen..." Der schlichte Zuhörer fragt sich, wieso „möchte" er eigentlich sagen — er sagt es doch. Und wieso „würde" er sagen — etwa wenn er gefragt würde? Aber er wird ja gefragt, also kann er doch einfach und direkt sagen, was er sagt, ohne „möchte" und „würde". Es werden ihm weder Hindernisse in den Weg gestellt, die er durch ein „möchte" überwinden müßte, noch werden ihm Bedingungen auferlegt, die er zu erfüllen hätte. Er wird direkt gefragt und könnte sich unmittelbar im eindeutigen Indikativ unmißverständlich äußern. Oder will er sich gerade dem entziehen, der Gefragte und Antwortende, aus Furcht, daß seine zu klare und faßbare Aussage einmal als unwillkommenes oder gar heimtükkisches Geschoß auf ihn zurückprallen könnte, und schafft er deswegen von vornherein selber Distanz zu seinen eigenen Worten, indem er, ohne daß die Grammatik ihn dazu zwänge, durch „möchte" und „würde" ihre Verbindlichkeit zu mildern sucht? In der Diplomatie werden gerne konditionelle und modale Schutzwälle errichtet, aus denen die Weltgeschichte ihre problematische Zweideutigkeit bezieht. Beim Schriftsteller und auch beim Philosophen schätzen wir die Fähigkeit zu differenzierter und subtiler Aussage durch weise Dosierung des Konjunktivs. In der Politik aber liebt der mündige, wenn auch schlichte, vielleicht sogar naive Bürger die unverstellte Aussage. Die Forderung nach mehr Indikativ ist also hier wie jenseits der Alpen eine Forderung nach politischer Moral, für viele ein schreckliches Wort.

D. („FAZ")

Modewörter

Die Motivation

Es ist noch jung, aber schon sehr kräftig, das Modewort Motivation. Es geistert durch alle Spalten, alle Ressorts, heute taucht es im außenpolitischen Leitartikel auf, morgen spukt es in der Inlandglosse, und gestern machte es sich im Sportteil breit. Wo man früher Gründe, Anlaß, Anreiz, Ansporn, Neigung, Ursache, ein Motiv, eine Triebfeder, Freude, Lust und Drang empfand oder gar — wie einfach doch! — geneigt, bereit, gesonnen, gelaunt oder in Stimmung war: überall da hat man heute eine Motivation. Was ist mir in letzter Zeit nicht alles begegnet: Kühe im Stall, die weniger Milch geben, weil ihnen die Motivation fehlt; Hühner, die legefaul sind, nur weil sie der Motivation ermangeln. Die Schüler der sechsten Klasse sind plötzlich durch schlechte Arbeiten aufgefallen. Warum? Es fehlt ihnen, den Armen, die Motivation. Die Opposition in Drangsal-Bierwang ist in den Wahlen unterlegen, weil es ihr an einer Motivation gebrach, und der FC